

Tolerant und wachsam zugleich

DIALOG Der Schweizer Theologe Thomas Wipf ist seit Mai Vorsitzender des europäischen Rates der Religionsführer. Er will Religionen auch in die gesellschaftliche Pflicht nehmen.

INTERVIEW ARNO RENGGLI
arno.renggli@luzernerzeitung.ch

Thomas Wipf, wie ist dieser Rat der Religionsführer zusammengesetzt?
Thomas Wipf: Vertreten sind die drei grossen christlichen Kirchen, also die römisch-katholische, die evangelische sowie die orthodoxe, dann der Islam und das Judentum. Alle haben je sieben Repräsentanten, hinzu kommen noch sieben Mitglieder, welche die in Europa neueren Glaubensgemeinschaften wie den Buddhismus oder den Hinduismus vertreten.

Ist im interreligiösen Dialog heute die Rolle des Islams in Europa tatsächlich eines der brisantesten Themen?

Wipf: Für das westliche Europa stimmt das sicher. Im Osten Europas ist der Islam weniger präsent. Generell kann man sagen, dass in Europa die drei grossen monotheistischen Religionen prägend sind.

Ist der Nahostkonflikt im Dialog zwischen Juden und Muslimen spürbar?

Wipf: Dieser ist eine Belastung. In Europa müssen wir aber darauf achten, dass wir die lähmende Wirkung dieses Konfliktes nicht übernehmen. Man muss klar unterscheiden zwischen der Situation im Nahen Osten und in Europa, auch wenn diese nicht unabhängig voneinander sind.

Wie erleben Sie die muslimische Seite im interreligiösen Dialog?

Wipf: Den einheitlichen Islam gibt es nicht, vielmehr hat er sehr verschiedene Ausprägungen. In unserem Gremium sitzen Leute, die grundsätzlich dialogbereit sind, die sich auch gut integriert haben und willens sind, den gesellschaftlichen Konsens mitzutragen. Immer wieder erleben wir, wie auch religiöse Führer, etwa Imame aus England oder Italien, sehr moderat und fortschrittlich sind.

Gilt dieser Konsens auch für die Akzeptanz eines Rechtsstaates, der über religiöse Gesetze zu stellen ist?

Wipf: Ich bin überzeugt davon, dass dies zentral ist. Die öffentliche Macht muss säkular bleiben. Darum wäre ich auch gegen eine Teileinführung der Scharia für muslimische Subkulturen in der Schweiz. Es gilt, wachsam zu sein gegenüber jeder Radikalisierung und Fundamentalisierung, die es in jeder Religion geben kann.



Thomas Wipf: «Die Menschenrechte sind voraussetzungslose Grundwerte.»
Bild Peter Mosimann/SEK

Private Religionsfreiheit kann mit öffentlichen Interessen in Konflikt treten. Etwa wenn eine Frau eine Burka tragen will, während es unserer Kultur entspricht, dass man gegenüber anderen sein Gesicht nicht versteckt.

Wipf: Es braucht Augenmass von beiden Seiten. Ich finde, dass jemand mit öffentlicher Verantwortung auf starke religiöse Symbole verzichten sollte. Dass also etwa eine Lehrerin an einer öffentlichen Schule kein Kopftuch oder gar eine Burka tragen kann. Privat sieht das anders aus. Aber wie viele Burkas sehen wir bei uns? Allenfalls bei Touristinnen. Toleranz hat fast immer die positivere Wirkung.

Wobei wir bei einer Burka tragenden Frau ja nicht wissen, ob sie nicht von ihrem Mann dazu gezwungen wird.

Wipf: Das wäre möglich. Aber man darf sich nicht täuschen lassen. In vielen muslimischen Familien scheint die Frau äusserlich nicht gleichberechtigt zu sein, hat aber im Privaten eine zentrale Rolle, die sie sehr selbstbewusst ausübt. Vor allem soll es nicht darum gehen, dass Religion gesellschaftlich unsichtbar wird. Zeichen religiöser Zugehörigkeit gehören zu einer offenen Gesellschaft, das gilt besonders auch für die christlichen Symbole in einem christlich geprägten Land.

Bei der Gewichtung, wie viel Präsenz wünschbar ist, spielt ja der kulturelle Hintergrund mit. Insofern kann man Kirchtürme und Minarette in der Schweiz nicht gleich behandeln.

Wipf: Das ist richtig, wobei Verbote immer problematisch sind. Religion gehört zur Kultur. Ich kenne viele Muslime, die möchten, dass ihre Kinder zum Beispiel etwas über Weihnachten und das Christentum generell erfahren.

Ein klassisches Konfliktfeld ist Schule und Erziehung. Was zum Beispiel, wenn jemand nicht will, dass sein Kind Sexualkunde bekommt?

Wipf: Die Schule hat einen Bildungsauftrag, und die Kinder haben ein Anrecht auf altersgerechte Informationen. Wenn der Lehrplan Sexualkunde vorsieht, was ich sinnvoll finde, dann sollte er auch allen Schülern erteilt werden können.

Das letzte Treffen des Rates der Religionsführer fand ja erst kürzlich statt. Was stand dabei im Zentrum?

Wipf: Hauptthema waren die Menschenrechte. Diese dürfen wir nicht als für alle Zeiten gesichert ansehen. Die orthodoxe Kirche Russlands etwa will weiterhin ihre moralischen und nationalen Werte über die Menschenrechte stellen. Wir hingegen

sind der Ansicht, dass Menschenrechte Grundwerte sind, die voraussetzungslos allen Menschen zukommen. Solches wurde intensiv diskutiert. Von muslimischer Seite hat etwa der Imam von Mailand sein völliges Einverständnis zum Primat der Menschenrechte erklärt. Das zeigt, dass interreligiöse Diskussionen über Grundwerte etwas bringen.

Ihr Rat fördert multireligiöse Projekte und interreligiöse Zusammenarbeit in den einzelnen Ländern. Werden Sie auch in Krisensituationen aktiv?

Wipf: Wir fördern die Bildung von interreligiösen Räten, wie etwa in Bosnien. Dort sind es vor allem junge Menschen, die damit die Fronten zwischen Kulturen und Religionen im eigenen Land aufbrechen wollen. In Kirgistan wurde der Rat von der Regierung gebeten, zwischen ihr und den Religionsgemeinschaften zu vermitteln. Der konstruktive Dialog und die Zusammenarbeit der Religionsgemeinschaften werden in Zukunft in Europa noch viel wichtiger werden.

HINWEIS

► * Thomas Wipf (66) ist reformierter Pfarrer und Präsident der Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa. Er ist verheiratet, hat zwei erwachsene Söhne und lebt in Winterthur. ◀

Vater und Sohn



Antje Gehrig-Hofius über die Auslegung von Bibeltexten

Bibelverse legt man wie jeden anderen Text aus: Man löst nicht einzelne Passagen aus dem Zusammenhang, denn sonst kann sich ein ganz anderer Sinn ergeben als beabsichtigt. In Joh 14,28 sagt Jesus: «Der Vater ist grösser als ich.» Heisst das, dass Jesus nur ein Mensch war und sich selbst auch so sah? Das

MEIN THEMA

widerspräche dem ganzen Johannesevangelium und erst recht dem 14. Kapitel. Jesus stellt sich dort selbst mit Gott gleich, wer ihn gesehen hat, der hat Gott gesehen.

Wäre Jesus allein Mensch gewesen, so wäre er zu Recht von den Juden als Gotteslästerer angeklagt worden, denn er tut, was nur Gott kann: Er vergibt Sünden. Schon die ersten Christen glaubten, dass Jesus wirklich der Sohn Gottes ist. Dabei meint «Sohn» nicht eine Unterordnung. Der Sohn (und der Heilige Geist) gehen aus dem Vater hervor (darum ist «der Vater grösser als Jesus»), sind aber nicht dessen Geschöpfe.

Der christliche Gott existiert als Gott der Vater, Gott der Sohn und Gott der Heilige Geist, was man auch als Dreieinigkeit (Trinität) bezeichnet. Sie ist die Grundfest unseres christlichen Glaubens, Grundlage von Taufe und Glaubensbekenntnis. Sohn und Vater sind in ihrem Wesen zwar eins, aber doch voneinander unterschieden, ihr Verhältnis darf man nicht umdrehen. Der Sohn stirbt am Kreuz, nicht der Vater. Der Heilige Geist ist der Tröster, nicht der Sohn. Der Vater hat den Sohn gesandt, nicht der Sohn den Vater. Der Sohn ist für uns Mensch geworden. Manche finden das witzig, man kann dafür aber auch einfach dankbar sein.

Antje Gehrig-Hofius, Theologin, Oberwil.

NACHRICHTEN

Neuer Präsident der Bischöfe

BERN sda. Der Bischof von St. Gallen, Markus Büchel, ist zum neuen Präsidenten der Schweizer Bischofskonferenz gewählt worden. Er wird Nachfolger von Norbert Brunner, dem Bischof von Sitten. Bischof Charles Morerod wurde für die neue Amtsperiode zum Vizepräsidenten und Denis Theurillat als drittes Mitglied des Präsidiums gewählt. Büchel wird sein Amt Anfang 2013 antreten und gilt als offen für Veränderungen.

Asylanspruch wegen Religion

LUXEMBURG sda. Wer wegen der Ausübung seiner Religion verfolgt wird, hat Anspruch auf Asyl in der EU, wenn die zu befürchtenden Übergriffe «gravierend» genug sind. Dieses Urteil fällt der Europäische Gerichtshof in Luxemburg. Bei der Zuerkennung des Flüchtlingsstatus spiele es keine Rolle, ob die freie Ausübung des Glaubens im öffentlichen Raum oder jene in den privaten vier Wänden sanktioniert werde.

«Die Bibel ist nichts als grosse Literatur!»

PODIUM Wie kann ein kirchenfernes Publikum zu Glaubensfragen geführt werden? An einem Podium gab der Schriftsteller Martin Walsler eine provokative Antwort.

Klar, mit dem deutschen Schriftsteller Martin Walsler und dem Schweizer Kardinal Kurt Koch war das NZZ-Podium zum Thema Glaube, das im Rahmen von Lucerne Festival stattfand, ohnehin prominent besetzt. Aber dass es seine Brisanz dem «Glaubensschwund» verdanke, benannte so konkret erst ein Besucher in der Fragerunde zum Schluss. Das Problem liegt vielleicht darin, dass den damit zusammenhängenden Fragen allzu leichtfertig ausgewichen wird. Auch am Podium wurde es mindestens Halbzeit, bis der Moderator Martin Meyer die Frage stellte: Wie kommen heute junge Leute zum Glauben – und was kann die Kirche dafür tun?

«Gott fehlt»

Das war umso erstaunlicher, als das Impulsreferat des Schriftstellers Martin Walsler einen Steilpass auch zu dieser Frage gegeben hatte. Denn Walsler skizzierte einen persönlichen Glauben, den



Prominentes Glaubensgespräch mit Kurt Koch (links) und Martin Walsler (rechts).
Bild Lucerne Festival/Priska Ketterer

er mit dem Theologen Karl Barth als «Sprung ins Leere» verstand, in eine Welt, in der «Gott fehlt» und lediglich durch seine «Abwesenheit» spürbar ist, etwa im Erlebnis einer Schönheit, die sich mit Sehnsucht auch nach Erfüllung verbindet. Da zeigte sich eine Einstellung zum Glauben, die wohl repräsentativ war für viele kirchenferne Zeitgenossen, denen das Thema Glaube dennoch nicht egal ist. Dass Walsler selbst

sich in der Kirche nicht heimisch fühlt, belegte sein Stachel gegen die Theologie, die «Gott zerbröckelt», und gegen die Tendenz, den «Glaubenskampf an eine Modewissenschaft» wie die Linguistik abzudelegieren.

Roman ohne Antworten

Selbst der Moderator konnte die Kirchenvertreter am Tisch nicht ganz von seminarnahen Disputen fernhalten,

in denen der Katholik Koch und die evangelische Theologin Susanne Heine als Gegenspieler auftraten. Immerhin hatte Heine auf die Frage, wie man den Glauben heutigen Menschen näherbringen kann, eine Antwort: indem sich die Gemeinden vermehrt als Netzwerke zur sozialen Selbsthilfe verstehen. Von da her könne in einer Sprache, die auf heute nichts sagende Formeln wie Sünde und Erlösung verzichte, ein lebensnaher Bezug zur Kirche geschaffen werden. Kardinal Koch war, wie immer, wenn Konfliktpotenzial aufschien, um Ausgleich bemüht: Heines Forderung nach neuen Netzwerken vereinnahmte er mit der Bemerkung, nichts anderes sei doch Kirche. Und selbst Walsers Leiden am «fehlenden Gott» interpretierte er um als einen «wesentlichen Ansatz für einen Weg zu Gott».

Walsler selbst allerdings liess sich nicht vereinnahmen. Höhepunkt der Veranstaltung war sein flammender Aufruf an die Kirchenvertreter, die Bibel einfach «als Literatur» zu lesen und zu vermitteln. Sie sei ein grossartiger Roman, in dem «jener, der für alles verantwortlich ist, nicht befragt werden kann: Das ist nichts als Literatur!» Und zwar grossartige Literatur – und damit die Möglichkeit, auch kirchenferne Menschen wieder an die Auseinandersetzung mit dem Glauben und Sinnfragen heranzuführen.

URS MATTENBERGER